

gemacht habe, so sei es leicht gesehen, daß sie zu viel Hitze bekommen und sich entzündet habe. — Ich danke Gott, daß es so früh durch den Geruch entdeckt worden war.

In der Folge liegen die Schmerzen nicht nur nach, sondern es zeigen sich auch am anderen Tage Merkmale der Besserung. Unter Transport nach Glogau ging nun weiter vor sich. So beschwerlich er auch noch war, so sah man doch auf allen Gesichtern Schmerz, Zufriedenheit und Hoffnung mit einander vermischet hervorleuchten, weil jeder Leidende in Glogau Ruhe, Pflege und Genesung erwartete. Bei hellem Tage kamen wir in Glogau an. Herr Regimentsfeldscher Viktor war uns bereits vorausgeritten und im Hause eines edlen Kaufmanns abgetreten. Dieser Umland ward in der Hand der göttlichen Vorsehung ein Mittel, mir unerwartet in Glogau viel Gutes zu erzeugen. Denn da Herr Viktor dem Kaufmann und seiner Schwester, der Frau Kriegszahlfeldscher Siebert, während mein Wagen am Hause vorbeifuhr, scherzend sagte: „Da kommt unter reformirter Prediger und hat einen guten Teufel bei sich.“ — so gab Frau Siebert ihm sogleich den Auftrag, ihr das Quartier des Predigers bekannt zu machen. Nachdem sie ferner von Herrn Viktor gehört hatte, daß ich bei Hochkirch meine Betten und alles beim Ueberfall verloren hätte, so beschloß diese Frau, die ich doch vorher so wenig wie sie mich gesehen hatte, insbesondere meine Wohlthäterin zu sein, wie sie es schon früher manchem Kranken und Verwundeten gewesen war.

Ich war indessen durch die Fürsorge meiner Freunde in das angenehme Haus einer Wittne am Markt einquartirt worden und ward in die obere Stube getragen. Aus dieser waren erst zwei Stunden vorher die Garnisonsofobaten geworfen, unermüdeten gemeinen Kranken Garnisonsofobaten weggelegt worden. Mein Knecht machte mir, so gut er konnte, aus Sattel und Koppfisch ein Hauptlager, bereitete die Bettdecke unter mich und ließ mich liegen, um nun, wie billig, für unsere Pferde zu sorgen und nach seiner Rückkunft etwas zu kochen. Denn, wie er sagte, hatte die Wirthin sich geneigert, es durch ihre Domestiken thun zu lassen. Doch was die nicht hatte thun wollen, las ich schon gesehen. Denn die Wirthin einer anderen Herrschaft, deren Namen sie nicht nennen wollte, brachte mir etwas zu essen, wovon mein Knecht bei seiner Rückkunft nicht wenig verwundert und erheitert war. Ich sagte ihm, ich wüßte nicht, durch wen der Himmel diese Erquickung mir gesendet hätte; es fiele mir aber an Appetit, weil ich wieder die Schmerzen hätte, es mich auch am ganzen Körper so sehr jucke, daß ich schlüfe, es müße von den vorigen Kranken, welche auf der Erde gelegen, ungelogter zurückgelieben sein. Kaum hatte er hierauf einige Worte auf den schmuzigen Fußboden gethan, als er mit Eil antwortet: „Hier sind ja ganze Kompagnien Käse!“ Sogleich rief er ein paar Knechte, setzte zwei Stühle zusammen, holte das für die Pferde bestimmte Stroh, machte mir von diesem ein Lager und wollte sich eben ansetzen, den Fußboden zu reinigen, als die gute Wirthin, welche das Essen gebracht hatte, von zwei Leuten begleitet, wiederkam und nicht nur eine Bettstelle, sondern auch Unter- und Oberbett brachte. Unter Tränen des Dankes ließ ich mich von meinem Knecht hineinlegen und bestand darauf, die Wirthin solle mir den unbekannt Wohlthäter nennen. Sie sagte aber, daß sie das nicht thun dürfe, insofern habe sie Dürre, nachzugehen was mir sonst noch fehle. Bald nachher brachte sie auch noch verschiedene Bequemlichkeiten, so daß der Regimentsfeldscher, als er zum Verband kam, sich wunderte, mich so gut equipirt zu finden, und mir sagte, er glaube, es komme dies aus dem Willkür der Wadame Siebert, denn sie habe theilnehmend beim Anblick der vielen Karetzweigen gewohnt und sich aufgetragen, ihr mein Quartier zu melden. Ich hat ihn, ihr meine Würdigung und meinen Dank zu eröffnen. Sie fuhr fort, mir Gutes zu erzeugen. Auch durch mancherlei andere Ereignisse erheiterte sich mir die dunklen Tage meines Krankenlagers. Der reformirte Herr Hofprediger Döbel, der lutherische Prediger Herr Hoffmann und der Herr Kammerreferendarus Wile waren meine guten Freunde geworden; meine Kur aber ging unter göttlicher Gnade um so viel besser von statten, als die Nachrichten von des Königs Armee immer vortheilhafter wurden. Wir hörten mit Freude, daß der König durch die große Danische Armee glücklich durchgedrungen sei und sich den Weg in das schlesische Gebirge geöffnet habe. Unsere Herzensfreude ward jedoch vollkommen, als die große Nachricht kam, der österreichische General Harsch

sei vor dem Könige geflohen, die Festung Meisse also entsetzt, der Feldmarschall Daun aber sei nach Böden zurückgezogen; der König wäre wieder Meister von Sachsen und Schlefien und die Niederlage bei Hochkirch habe ganz die Folge eines lorbeerreichen Sieges. Ich empfing Befehl, die Dantreibridt vor der reformirten Militär- und Stadtgemeinde auf dem Rathhause zu halten und mich dort hin tragen zu lassen, wenn ich noch nicht gehen könnte. Ich kam der Weisung nach und predigte schwach zwar in großer Schwachheit des Leibes, aber doch mit so großem Muthe, Nüchternheit und Preis der Wunder Gottes, daß ich mich unter der Arbeit ganz gesund, vergnügt und gestärkt fand. Der Text war Micha Kap. 7. V. 8: „Freue dich nicht, meine Feindin, daß ich darniederliege, ich werde wieder aufkommen. Und so ich im Finstern sitze so ist doch der Herr mein Licht. Meine Feindin wird es sehen müssen und mit aller Schande bestehen.“

Die Anwendung ward nach dem Ruffe des 66. Psalm auf die Zeitumstände gemacht. Denn vor dieses vortreffliche Kriegsölle mit geschickten Augen liest, der sieht, daß Feld David, sein Land und Heer, sich in ähnlicher hoffnungsloser Lage befinden haben und ebenso preiswürdig errettet worden sind, als unser Heidenkönig Friedrich mit seinem Land und Heer. — Da ich zwei Gemeinden vor mir hatte, so redete ich in der Anwendung eine jede besonders an, um ihre Seelen durch diese Begebenheit zu vergnügten Empfindungen, Dank, Hoffnung und guten Entschlüssen zu stimmen.

Nachdem ich mich wieder in mein Quartier hatte tragen lassen und nun die große Ermüdung fühlte, welche auf so heftige Gemüthsbelegungen folgen mußte, ward ich durch eine angenehme Begebenheit überaus. Eine ganz einfache bürgerlich angezogene Frau öffnete die Stubenthür, trat ein und zog ein Papier aus der Tasche. Zu meinem Erstaunen las sie den Hauptinhalt einer Stunde vorher von mir gehaltenen und von ihr gehörten Predigt, in guten herofischen Versen versetzt. Sie las mit Augen voll Feuer und mit einer an das Singende grenzenden Stimme, mit Empfindung und Wohlklang. Ich bewunderte das Gedächtniß, den Verstand, den Dichtergeist, die Geschicklichkeit im Vortrag ihrer Verse und die Vaterlandsliebe, welche ich in ihr vereint erblickte. Ich fragte nach ihrem Namen und sie antwortete: „Ich bin die Karolin.“ „Da mir dies ein unbekannter Name war, so sagte sie: „Ich bin die glückselige Poetin; ich habe den Glogauer Brand vorjährigen großen Brand und die Schlacht bei Woffwitz in einem Gedicht beschreiben. Mein Mann ist hier Bürger und Schneider, sein Brot aber ist mein eheliches Glück sehr klein, auch der Geldbedarf für meine Dichtarbeit sehr kümmerlich.“ Sie griff wieder in die Tasche, zog eine Handvoll Papiere heraus und fing an zu lesen. Ich urtheilte, das sie das größte Talent in den Hirtentiden befand, in welchen sie Natur und Liebe gezeichnet hat. Ich hat mir für einen anderen Tag das Vergnügen aus, sie und ihre dichterischen Arbeiten näher kennen zu lernen, weil ich heute äußerst ermüdet wäre. Sie verließ mich, nachdem ich ihr eine, meinem kleinen Vermögen angemessene Geldspende dargereicht hatte.

Am folgenden Tage erschien sie wieder und vermehrte meine Verwunderung durch Vorlesung einiger vortrefflicher Gedichte.

* Anna Dorothea Karich (die Karolin), Tochter des schlesischen Baron Dörbach, in ähnlichen Verhältnissen aufgewachsen und unglücklich in zweiter Ehe an den Schneider Karich, einen Wirthschafter und Krankenbold, verheiratet, war als Künstlerin unbedeutend, aber nicht ohne schöne Naturanlagen. Sie gehörte dem als Anatronitiker bezeichneten Dichterkreis in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an. Ihr Haupttalent bestand in einer außerordentlichen Fertigkeit, Verse zu machen; bei jeder Gelegenheit ließen ihr dieselben aus dem Munde von Mund zu. Bei allem Eifer ihres Lebens blieb sie doch wohlbehütet und war unermüdet sowohl in der Ausübung ihrer häuslichen Pflichten wie in der Pflege und Weiterbildung ihres dichterischen Talents. Von Gleim wurde sie unterstützt. Die Stunde der Erlösung schlug ihr aber erst, als der schlesische Freiherg v. Kottwitz auf sie aufmerksam wurde, für ihre Kinder, Liebe und die Karichin ließ sich mit nach Berlin nahm, wo es bald in den höchsten Kreisen um so lauten Rufe wurde, sie sei sich zu setzen und sich von den belungen zu lassen. Mit Friedrich dem Großen sogar hatte sie eine Unterredung. Am 12. October 1791 starb sie als Besitzerin eines schönen Hauses, das ihr König Friedrich Wilhelm II. hatte bauen lassen. Ihre Tochter, die auch dichtete, Karoline Luise v. Kleinde, gab die Gedichte der Mutter mit deren Lebensbeschreibung heraus.

Stunden lang in trockenem Zustande auf die Kochtemperatur des Wassers zu erwärmen, wodurch alle der Baumwolle anhaftenden Fermenttheile sicher getödtet werden.

Die Wirksamkeit dieses einfachen und wegen seiner Einfachheit häufig Wirthtrauen erregenden Schutzapparates hat De rsch bei vielen Versuchen erprobt. Er sagt: Ob wiederholte Versuche mit dem Baumwollenspunde haben mir die Gewissheit verschafft, daß man Weine beliebig lange in einem Faße lagern lassen kann, welches mit einem solchen Spunde versehen ist, ohne daß er hierbei Schaden leidet; man kann auch den Wein in beliebigen Zwischenräumen ablassen, indem die durch den Baumwollenspund nachdringende Luft gänzlich frei von Fermenten ist und daher ein Verderben des Weines durch eine von außen kommende Ursache nicht zu befürchten steht.

Der Zutritt der reinen Luft d. h. solcher, welche keine Fermenttheile enthält, wie er bei Anwendung des Baumwollenspundes stattfindet, ist nicht nur mit keinerlei Nachtheilen für den Bestand des Weines verbunden, sondern beschleunigt dessen Entwidlung in der entsprechenden Weise, indem die Ausbildung des vergorenen Weines nur durch den Einfluß des in der Luft enthaltenen Sauerstoffes stattfindend kann.

Es sind also die Vorzüge mehrere, welche dem Baumwollenspunde nachgerühmt werden. Was für angegaste Fässer gilt auch für angebrodne Flaschen; diese umständlich wieder zu verlieren oder zu versiegeln hat insofern keinen Sinn, als die beim theilweisen Entleeren eintretende Luft nicht filtrirt ist und die Reime der Fermentation schon enthält. Man wäre freilich nichts leichter als ein dem Baumwollenspund ähnliches Luftfilter auch für Flaschen zu konstruiren, allein es ist viel einfacher, Flaschenreste gar nicht anzufassen, sondern sie baldmöglichst zu verwenden.

Bei anderen Schutzapparaten ist die Baumwolle ersetzt durch eine Filzvlies, welche die eintretende Luft passieren muß und die ihren chemischen Charakter nach die Fähigkeit besitzt, die Flüssigkeit zu fassen, wie dies z. B. Alkohol thut.

Auf demselben Prinzip des baumwollenen Luftfilters braucht auch der außerdem mit selbstthätigen Ventilen versehene Reservoirische Apparate, ein Metallapparat, der sich in den Spund fester einschlagen läßt, als dies bei einer Glasröhre möglich ist.

Bei diesen und ähnlichen Apparaten ist indessen stets zu bedenken, daß sie nur gegen die in die Gefäße von außen mit der Luft eintretenden Fermenturtheile schützen, nicht aber die im Weine schon vorhandenen Reime unwirksam machen. Letzteres dürfte meist dann der Fall gewesen sein, wenn die Luftfilter angeblich den Dienst versagten.

Literatur und Kunst.

* Geschichte der in der preussischen Provinz Sachsen vereinigten Gebiete. Von Eduard Jacobs. Gotha, Friedr. Andr. Beckh, 1883. In 7—8 Bänden. Die erste ungetheilte sieben Bänden in der Provinz Sachsen unter dem Hohenzollernregler vereinigen Gebiete zu beiden Seiten der mittleren Elbe und der Saale umfassen eine solche Mannichfaltigkeit und Fülle geschichtlicher Willkürungen und haben einen solchen Reichthum von Bewegungen und Kämpfen der Waffen des Geistes und des Schweres aufzuweisen, wie kaum ein zweiter gleich großer Landtrich der deutschen Reichthum waren, in welchem aber früher nie unter einer Herrschaft vereinigt waren, so sollte es bisher an einer zusammenfassenden Darstellung dieses Materials, die doch als ein Erwerbniß für die geschichtliche Heimatstudie betrachtet werden muß. Eine solche Uebersicht wird nun hier zum erstenmale gegeben. Unter Begleitung des gelehrten Apparates ist dieselbe für die abendlichen Freunde vaterländischer Geschichte in weiteren Kreisen, insbesondere auch für Lehrer und die Schüler der höheren Schulen bestimmt. Die Geschichte wird von den ersten Anfängen bis zu der abschließenden Bildung der Provinz nach den Freiheitskriegen fortgeführt. Ein besonderer Abschnitt folgt die Mannichfaltigkeit mittelalterlicher Klöster und Stiftungen und deren Bedeutung und Schicksale zu zusammen. Das ganze Werk soll gegen Ditten 1884 fertig vorliegen.

* Mal' occhio und andere Novellen von Doff S. G. Berlin, Verlag von F. S. Schorer, 1884. Der Titel der ersten der hier gebotenen fünf Erzählungen ist charakteristisch auch für den Inhalt der vier anderen. Mal' occhio nennen die Italiener den unerschütterlichen Blick gewisser Augen. Ein unheimliches Etwas, der stehende Glanz eines finsternen, dämonischen Blickes liegt über den Gestalten dieser Novellen. Sie spielen nämlich in der höheren Gesellschaftskreisen, deren Traditionen und Lebensanschauungen sie sichtlich andeuten, führen

uns durch ehrwürdige Aemner, in elegante Salons, auf die Korridore der Hauptstädte, in die Geheimnisse liebender Herzen. Keines dieser Herzen gelangt an das ersehnte Ziel, sondern alle werden der Reize nach gebrochen, die einen langsam, die anderen schnell, die einen durch eigene, die anderen durch fremde Schuld. Es hat viel schlechtere Frauen gegeben als mich, — lautet das Selbstbekenntnis der Hedra von Mal' occhio, — wenige, die in ihrer kleinen Schäre in viel Unheil angerichtet haben. Meinem Mann habe ich die Treue gebrochen und mein Lieb habe ich getödtet. Gott helfe mir! Verrathener Liebe zur Ehre und schwerer Buße zur Erinnerung ist das Gedächtniß der Wladine von Montalme, des Dichters der zweiten Novelle, aufgerichtet. „Dolorata“ und „Memento mori“ sind die verträglichsten Liebeschriften der dritten und vierten Erzählung. Grabesdund neht endlich auch aus den Blättern der fünften, „Sämegeglocken“ heisst. Es ist der Bestimmungswort des Dichters, der hier die Feder führt, ohne daß man leiser behaupten könnte, daß das wirrdliche Leben nicht Stoff genug zu so ernstem und elegischen Bildern lieierte.

* Friedhofsbäume. Novelle von Gebhardine v. Niffer, geb. Birch. Berlin, Verlag von Gebhardine Paetel, 1885. Der die „Güter-Bally“ herlebten Verstorbenen kennt, wird die Friedhofsbäume“ entzündet aus der Hand legen. Denn während dort unermüdet frisches, kräftiges Leben pulst, wenn auch in übertriebenen titanischen Formen, fühlen wir uns hier in die unbehagliche Träumerei willkürlich erinnerter Gezeiten verlegt. Das sind keine Menschen, sondern geistliche Schattenbilder, keine natürlich menschlichen Empfindungen, sondern Schraubenwindungen einer krankhaft gereizten Phantasie. Diese Friedhofsbäume werden bald bewelkt sein und ihre Stätte wird man nicht mehr kennen.

* G. V. Sitt, Kulturgeschichtliches Wörterbuch. Band II. München 1883. Dies nachdem Werk hat sich während seines Erscheinens wesentlich verändert. Ursprünglich sollte die je ein Band auf ein Jahrhundert beziehen, jetzt behandeln allein drei Bände, von denen jedoch der zweite fertiggestellt ist, das 16. Jahrhundert. Obwohl das für die Abonnenten umächst nicht gerade angenehm gewesen sein mag, so ist doch das Gebotene derart, daß man gern über den Fehler hinwegsehen möchte, wenn uns hier ein weiterer Band von Vortrefflichen und Vollständigen neu erschließen. Alle die Werke, von denen jedes nur um schweres Geld oder auch gar nicht mehr kaufen zu haben war, werden hier in getreuen Nachbildungen wofolst vorgeführt. Das Ganze ist eine unermessliche Fundgrube für die Geschichte, besonders für die Kunst- und Kulturgeschichte jener Zeit. Hervorzuheben sind: Schenkungen, keine Ständemachtigen, Heilungen, Porträts, Illustrationen und Vollständigen Kriegerordnung und Regiment“ von 1555 und 1564, Turnerdarstellungen, Kartenpiele, Bauernhochzeiten z. c. Albrecht Dürer ist in diesem Band mit 39 Blättern vertreten, Lucas Cranach mit 19, Hans Burgkmair mit 22, Hans Holbein d. J. mit 43, Heinrich Aldegrever mit 34, Jost Man mit 47 Blättern. Im Ganzen enthält der vornehm ausgearbeitete Band ca. 565 Abbildungen. Dem Unternehmen ist auch ein weiterer guter Fortgang zu wünschen.

* H. A. Störz, Künstlerkalender auf das Jahr 1884. Dritter Jahrgang. Stuttgart, Spemann. Dieses Nachschlagebuch ist für jeden, der sich mit bildender Kunst näher beschäftigt, unentbehrlich. Es giebt einen Uebersicht über die Ereignisse auf künstlerischem Gebiet während des letzten Jahres, stellt die verschiedenen einflussreichen Geister zusammen und bietet Verzeichnisse der staatlichen Sammlungsverwaltungen, der Kunstvereinsverbände und ihrer Vorstandstellungen, der öffentlichen Sammlungen, Akademien, Lehranstalten und Vereine und schließlich ein Künstler-Verzeichniß.

* Von dem Sammelwerk „Deutsche Renaissance“ enthalten die neuesten Hefte wiederum für unsere Provinz wichtige Publikationen. Es werden die Bau- und Kunstdenkmale aus der Renaissancezeit von Torzgan und Goslar in einer großen Zahl autographirter Blätter vorgeführt. Ueber das Schicksal Hartenfels in Torzgan haben wir vor einigen Jahren bereits mehrere ausführliche Artikel gedruckt.

* In Nimes wurde bei Gelegenheit von Grabarbeiten ein prächtiges römisches Mosaik entdeckt, das nach dem Inhalt von Nennern kaum seines gleichen hat. Es ist etwa 3,000 Quadratmeter groß, tadellos erhalten und stellt die Subdigung einer bekränzten Kaiserin vor einem römischen Kaiser dar. Derselbe ist in seinem Relief auf seinem Thron, an den sich ein nur leicht umhülltes Weib, welche die Personifikation des Sieges, anlehnt. Zwei Personen führen vor dem Thron einen Geier und einen Löwen vorbei, getödtet von einem römischen Krieger hinter ihnen, sieht eine Schaar von Gefangenen oder Sklaven einher. Das ganze ist von einer reichen, dekorativen Umrahmung umschlossen, steht hohen Gehmaß und flammt wohl aus der ersten Kaiserzeit. Der Fund wird in dem südlichen Museum aufgehoben werden.

begleiten, dem Fräulein Belfau, Stanz und Justus hatten durch die Verzögerung so viel Vorprung gewonnen, daß sie in der Ferne kaum noch zu erkennen waren.

„Nein“ sagte Heinenann, „ich gehe allein zurück. Du, Fritz, bleibst auf meinem Stande; Viechen weiß ihn zu finden, da ist der Zug gut. Verdammter Schmerz das! Capperlet, das thut noch. Adieu!“

„Hör, Viechen“, sprach Fritz als sie beide allein in der Dunkelheit vorwärts schritten, „weißt Du, mir ist recht bange, daß sich der Papa erkältet haben kann. Er klagt doch sonst nicht so leicht.“

Viechen sah sich ängstlich um, ob wohl jemand diese Worte gehört habe.

„Du“ — sagte sie, „Du weißt doch, daß Du mich nicht mehr Du“ heißen sollst.“

Das weiß ich sehr wohl. Aber das gilt nur dann, wenn es jemand hört, versteht Du. Wenn wir allein sind, nenne ich Dich „Du“. Und Du hast mich ja eben auch so genannt und das ist recht so. Denn ich müßte mich todt lachen, wenn Du mich „Sie“ und „Herr Fritz“ nennen wollest. Ich muß mich wieder freudlich sagen: „Fräulein Heinenann“, aber das ist nur so vor den Leuten, versteht Du, und weil es die Parolwörter befehlen hat. Es ist doch zum Todlachen — „Sie!“ — „Sie!“ soll ich zu Dir sagen.“ Und er lachte so laut auf, daß ihn Viechen daran erinnern mußte, daß der Lärm die Schnepfen verschrecken könne.

Die Belfau, Stanz und Justus waren längst in den Schleißweg eingebogen, der auf die vorgeschriebenen Stände hinführte. Justus, unsäglich seine Ungebuld zu ärgeln, eilte mit süchtigem Schritte den beiden voraus, weil sein Stand der entfernteste war, und so sah sich die alte Dame plötzlich wieder mit Herrn Stanz allein im Walde — und noch obenreind in der Dämmerung des kaum grauernden Tages.

Sie erschrak. Welche Situation, wenn sie wieder irgend jemand hier treffen sollte!

„Wo bleibt nur der Oberförster und Viechen?“ frug sie ängstlich ihren Begleiter.

Der Herr Oberförster wird auf seinem Stande stehen, der einige hundert Schritt hinter uns liegt,“ antwortete Stanz.

„Dann muß ich zurück und Viechen aufsuchen!“

„Dennoch! gnädiges Fräulein, das geht nicht. Sie würden sich unbedingt verirren. Bitte, bleiben sie ruhig bei mir!“

Kar der junge Mann.

„Aber — aber — — hier — allein.“

„Seien Sie ruhig! Sie sind ja bei mir. Unter meinem Schutze kann Ihnen nichts Unangenehmes passieren! Ich würde Sie zu schätzen wissen, selbst wenn ich mein Leben einsetzen müßte. Ueberdies giebt mir dieses geheime Plätzchen die ersehnte Gelegenheit, mich offen gegen Sie auszusprechen.“

„Sprach er und legte vertraulich seine Hand auf ihren Arm.“

Ein jäher Schreck fuhr elektrisierend durch Karolinens Körper, denn jetzt mußte sie kommen, die gefährlichste Liebeserklärung, die sie je gern vernommen hätte, um dem armen jungen Manne nicht wehe zu thun.

Und wirklich! Er räusperte sich und mit einer gewissen Feierlichkeit begann er: „Mein hochverehrtes Fräulein, hat Ihr edles Herz ein Wort zu meinem Gunsten gesprochen? Darf ich einige Hoffnungen hegen?“

„Ich weiß — ich — ich weiß wahrhaftig nicht,“ stammelte sie, „ich weiß, daß der Herr Oberförster Sie bestens umpfiehlt wird.“

„Wich empfinden? Der edle Mann will für mich sprechen! Doch warum? Bedarf es der Empfehlung, wo es auf den Zug des Herzens ankommt? O mein Fräulein — wüßten Sie, wie tief ich in diesem Augenblicke benege bin!“

„Puff, puff!“ hallte es durch den stillen Wäldchen. „Der Herr Oberförster sprach!“ rief Karoline, aufatmend über die glückliche Unterbrechung der Erklärung. „Puff, Puff!“ dröhnte es auch von dorthier, wo Justus stehen mußte, und über das überaltste Paar hinweg zogen bald die Schnepfen. Aber Stanz konnte nicht zu Schuß kommen. Die innere Bewegung des Herzens machte seinen Arm starr, er würde doch gefehlt haben und sparte lieber den Schuß für einen ruhigeren Tag auf.

Indes war es Tag geworden. Die Vögel sangen, einer nach dem andern aus nächstlicher Nähe erwaend, ihre frohen Lenzlieder. Im Verwusehnen ihrer Sicherheit den andredenden Tag begrüßend. Ein fuchsröthes Eichhörnchen bäumte an

einem Stamme auf, sich oben auf die vorzüglichste Weise von Ast zu Ast schwingend. Oben in den Wipfeln hüpfte es behende von einem Baume zum andern, als hätte es zu keinem Fortkommen der Erde nicht bedürft.

Karoline sah in ihrer großen Verlegenheit hinauf nach dem murrernen Thierchen. Sie mochte augenheulich das ihr peinlich gemordene Gespräch nicht wieder beginnen.

Doch Stanz wollte klar sehen; er ergreife sanft die Hand der nach oben blickenden Dame und hauchte: „Also darf ich mich dem Vertrauen auf Ihre Fürsprache hingeben?“

Welch ein Glück! Mit besüßeltem Schritte trat hinter einem Busche hervor der glückliche Justus, irabulenden Blickes eine Schnepfe, seine erste erlegte Schnepfe hochhaltend.

Er jubelte laut und verblüfft stand das sentimentale Paar, zweifelnd, ob der frohe Jubel Bezug habe auf das Zusammenreffen mit ihm oder auf was sonst. Der Anblick der Beute beruhigte jedoch die Erschrockenen und bewies, daß das Frohlocken der Ausdruck der reinen Jagdfreude war.

Auch Frigens Schuß hatte sein Ziel nicht verfehlt, auch er war glücklich als nach der Mitternacht der Lehrherr ihre Geschicklichkeit lobte und die Schnepfen einpackte, um sie als seltenen Vederbissen einem Freunde durch die Post zu übersenden.

Abhandlungen über Gegenstände aus dem Gebiete der praktischen Chemie.

Von Dr. G. Baumert.

Die Konservirung des Weines.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß Wein sehr schnell verdirbt, wenn er in offenen oder schlecht verschlossenen Gefäßen aufbewahrt wird, während er unter luftdichtem Verschluss lange unverändert bleibt. Die Ursache des Verderbens kann nicht nur oder doch wenigstens theilweise in der Luft liegen. Pasteur hat nun nachgewiesen, daß die Zersetzung des Weines vorwiegend durch kleine pflanzliche Organismen herbeigeführt wird, deren Keime ebenio wie die Erreger mancher Krankheiten in der Luft enthalten sind.

Daraus geht hervor, daß man den Wein dadurch konseruiren kann, daß man ihn entweder mit Luft gar nicht in Berührung bringt oder nur solcher Luft Zutritt zum Weine gestattet, welche vorher von dem, Zersetzung veranlassenden Ursachen befreit worden ist. Noch ein drittes Weg führt zum Ziele: Anwendung von Methoden oder Substanzen, welche die schädlichen Keime pflanzlicher Organismen, wenn sie bereits auf den Wein übertragen sind, unthätig machen.

Wir beschränken uns hier auf die Beschreibung solcher Methoden, welche sich auf den fertigen Wein beziehen und für den Haushalt in der einen oder andern Weise beachtenswert sind.

Wird Wein aus einem Faße abgelassen, so laugt der ablaufende Theil eine entsprechende Menge Luft durch die Stundöffnung nach. Diese Luft bleibt ihm mit dem nicht abgezogenen Theile des Weines in der erwähnten Zersetzungsurachen enthält denjenigen, weil sie die erwähnten Zersetzungsurachen enthält oder doch wenigstens enthalten kann. Ob dies der Fall ist oder nicht, kann natürlich niemand vorher wissen; der Erfolg lehrt dies erst, nämlich der verderbende Wein. Man sollte deswegen nicht veräumen, die beim Abziehen von Wein in das Faß nachströmende Luft mit den uns gegenwärtig zu Gebote stehenden Mitteln zu reinigen, besonders, da dieselben sehr einfach sind. Ein solches sehr einfaches Mittel zur Reinigung ist in nur theilweise entleerte Flaschen entretende Luft ist das Filtriren derselben durch Baumwolle, die in passender Weise an der Stundöffnung angebracht wird.

Der Baumwollenband“, sagt Berch (Der Wein und sein Weisen II), besteht einfach aus einem dunnbindigen Glasrohre, welches in einen gewöhnlichen Faßbund einsteigt und über mit Baumwolle oder Watte ausgefüllt ist.“ Tritt nun Luft in das Faß, so muß dieselbe die Baumwolle passieren und wird durchsichtlich einer Filtration unterworfen. Durch den Zutritt von Luft, welche so vollkommen von den fermentirenden Substanzen befreit wurde, kann aber niemals die Gärungsbildung von fermenten im Weine entstehen. Da jedoch an der Baumwolle selbst fermentkeime haften können, ist es angezeigt, den mit Baumwolle ausgefüllten Spund vor dem Auflegen auf das Faß einige

Ich wunderte mich, daß sie, außer in Ologau als Gelegenheitsdichterin, noch nicht weiter auf dem deutschen Parnas bekannt wäre. Es blieb mir aber von diesem Augenblick an kein Zweifel, daß, wenn die drückenden Nahrungsvorgern von ihr genommen und durch gütige Söinner ihr Mittel zur weiteren Ausbildung ihres Geistes gewährt würden, sie sich einen namhaften Ruf als Dichterin erwerben könnte. Dies ist auch kurz nachher durch Herrn Baron v. Kottwitz ruhmwüirdig geschehen, wie dieses die Geschichte ihres Lebens sagt.

Sechsdig verlasse die Dichterin und kehre in das Ologauer Lazareth zurück, wo meine eigene Krankheit mich leider einige Wochen lang für die leidenden Helden unbrauchbar gemacht hatte. Indes vertrat der Herr Hofprediger Döbel gütigst und treu meine Stelle. Da aber meine Kräfte sich gar nicht wiederfinden wollten, so fand mein Arzt eine Luftveränderung auf einige Tage für mich nothwendig und verordnete mir den Gebrauch der ungarischen Weintur in Polnisch-Wissa. Er begleitete mich selbst dorthin, wo ich von meinem Freunde, dem gelehrten und frommen Herrn Prediger Zimmermann, sehr liebreich aufgenommen wurde. Am ersten Tage mußte ich nach und nach ein halb Maß des allerfeinsten ungarischen Weines mit etwas eingetrunkenem schwarzen Brot im Bette trinken und wenig essen, welches eine gelinde Transpiration veranlaßte. Die beiden folgenden Tage mußte ich ebenfalls trinken, mich mit schlechtem ungarischen Weine waschen und in der Mittagszeit ein wenig schwarzes Brot essen. Diese Zeit benutzte ich, den wirrigen sechsundzwanzigjährigen Unitäts-Senior Vigilantius zu besuchen und die große steinerne reformirte Kirche zu besuchen. — Bei der Rückreise am vierten Tage fand ich mich schon etwas gekräftigt, und nachdem ich mich in Ologau noch weitere acht Tage erholte, war ich gegen Anfang des Januar wieder zu hause, daß ich nur noch Schwäche und Geschwulst in den Füßen hatte, was mich aber nicht hinderte, das Pferd zu besteigen und die auf den Dörfern vertheilten kleinen Kapellen zu besuchen. — Einer zweifachen angenehmen Begebenheit muß ich aber hier noch gedenken.

Die erste war, daß ich einl in Gesellschaft die gefangenen österreichischen Offiziere wieder traf, welche auf dem Marsche des Kaparets so hoch und beleidigend gesprochen hatten. Ich gab mich nicht zu erkennen, um sie nicht zu beschämen. Einer unserer preussischen Offiziere sagte es ihnen ins Ohr. Darauf näherte sich mir einer dieser Oesterreicher und sagte: „Auf dem Marsche glaubten wir nicht, daß Ihr Glaube erfüllt werden würde; auch machten uns die schlechten Quartiere so übel kaune, daß wir damals etwas Beleidigendes gesagt haben. Sie werden uns doch, geistlicher Herr, absolviren?“ — Ich antwortete im Scherz: „Sehr gern, wenn Sie die salvinische Absolution annehmen und glauben, daß das Vertrauen und die Tapferkeit der guten Preußen dann am größten ist, wenn Vertrauen und Tapferkeit ihnen am nöthigsten ist.“ — „Ja,“ antwortete einer von ihnen sehr höflich, „das dürfen wir nicht glauben, wir haben es gesehen, daß der Mutb der Herren Preußen dann am stärksten ist, wenn sie am schwächsten scheinen.“ — Ich erwiderte: „Der wahre Gott und Herr der Heerführer muß auch an schwachen Armeen sein Wort wahr machen: Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Die große türkische Heereskraft, welche 1683 Ungarn und Oesterreich überquamm, Wien belagerte und dem deutschen Reiche den Untergang drohte, ward ja am Ende des vorigen Jahrhunderts durch die arme kaiserliche und polnische Armee mit Hilfe der braven Brandenburger aufs Haupt geschlagen. So schlug auch die österreichische sogenannte kleine Donau'sche Armee im vorigen Jahre (1757) unsern großen Armeen den Sturm bei Collin ab; und der Heise Soliati ward von dem kleinen David erlegt, damit kein Mensch und kein Heer im Glüde Gottes Allmacht verkenne, und nie im Unglück an Gottes Hilfsmacht zweifele.“

Die zweite angenehme Begebenheit, welche mir oft noch jetzt beim Zurückdenken an Ologau Veranlassung zum Preise göttlicher Fürsorge und Hilfe giebt, ist diese: Als ich etwa drei Wochen nach meiner Ankunft in Ologau so weit war, daß ich auf der Straße ein wenig in der Stube umherstehen konnte, überfiel mich ein Unmuth über die vielen Kosten, welche mir mein Felddienst verursachte. Da mir Pferde, Wagen und Equipirung über dreihundert Thaler gekostet hatten und ich bei dem Ueberfall bei Hofsdorf nur die Pferde und den Rod auf dem Weide gerettet hatte, so stand ich vor der Nothwendigkeit, mir wieder Kleider und die nöthigen Equipirungstücke zu

kaufen, was mir bei meinem kleinen Vermögen schwer fiel. Doch auf einmal ermannte ich mich mit dem Gedanken: Beschiel dem Herrn keine Wege, Gott wird sorgen. — Indem ich dies aber dachte, klopfte jemand an die Thür. Es war der Briefträger; er überreichte mir einen Brief, welcher meine Adresse führte und mit hundert Thalern begleitet war. Ich glaubte erst, es wäre ein Brief aus Bernburg, wohin ich geschrieben hatte, daß man mir von dem Weimigen hundert Thaler senden möchte; aber vermunndert, beschäm und gerührt war ich, als dieses Schreiben von einer unbekanntem Hand ohne Namen sagte:

Jemand, dem Gott das Seine in diesem Kriege noch erhalten hat, und der gehört, daß Sie bei dem höchsten Liebesfall das Jürike verlassen haben, bezahlt Ihnen durch beigehende zwanzig Reichthaler seine Schuld, wüschet Ihnen Genußheit und Nutzen Ihres wichtigen Amtes, dem Lande aber Frieden.

....., den 10. November 1758. Der Briefträger sah meine Nührung und sagte: „Der Ihnen das schickt, der will genöth thun, was die Bibel befehlt: Laß die linke Hand nicht wissen, was die rechte thut. Ich wollte gern meine Briefträgerlosn missen, wenn der Absender Ihre Nührung sehen könnte.“ — Denn diese meine Nührung ward nicht sowohl durch das Geschenk, als vielmehr durch den Zeitpunkt, da es gerade ankam, so annehmend groß. Es mangelt mir aber noch bis auf den heutigen Tag die Freude, den großmüthigen Wohlthäter oder Wohlthäterin zu kennen, ungeachtet ich vermuthlich in der Folgezeit ihn gesehen und gesprochen habe. Meine Vermuthung fiel auf Herrn Minister v. D., auf das Fräulein v. D. oder die Frau v. K. Sie haben sich aber nie dazu bekennen wollen. Vielleicht ist mir diese Freude in dem künftigen Leben aufbehalten, wo gewiß nicht nur das Zurückdenken an das in der Welt durch Gottes Leitung empfangene Gute, sondern auch die Unterredung darüber und die Bekanntschaft mit manchen uns hier unbekannt geliebten Wohlthätern eine Episode in unserm glückseligen Leben sein wird.

Skizzen aus dem Gebiete der Mikroskopie.*

Von Dr. Otto Zacharias.

III.

Das Muskelgewebe.

Muskeln sind Anhängungen von Fasern, deren jede die Fähigkeit besitzt, sich unter Umständen zu verkrümmen und dafür in der Breitenrichtung umzunehmen. Man nennt diese Fähigkeit das Verkrümmungsvermögen oder die Contractilität eines Muskels. Die Ursache, welche in der Regel die Zusammenziehung einer Muskelfaser bewirkt, ist eine Veränderung in dem Zustande einer Nervenfasern, die in engem anatomischen Zusammenhange mit der kontrahirten Muskelfaser steht. Zum Unterschiede von den sensiblen Nerven, welche nur Empfindungen vermitteln, nennt man solche, welche ausschließlich Bewegungsimpulse ertkeilen, motorische Nerven. Der Muskel ist hiernach als ein Werkzeug zur Herbeibringung von Bewegungen zu betrachten, deren eigentliche Ursache in dem motorischen Theile des Nervensystems zu suchen ist.

Das Muskelgewebe des Menschen und der Wirbelthiere weist eine doppelte Formation auf. Es giebt Muskeln, die uns als Elementarbestandtheil einer durch dichte und sehr feine Querlinien markirten Fasern (das sogenannte Primitivbündel) zeigen, während andere durch die Zusammenfügung von spindelörmigen, linear aufgereihten Fasern gebildet werden. Man nennt die zuerst charakterisirten Muskeln quergestreifte, die anderen glatte. Mit dieser verschiednenartigen Struktur hängt nun auch ein fundamentaler Unterschied in der Funktion zusammen. Die glatte Muskulatur arbeitet stets unwillkürlich und träge; die quergestreifte hingegen gehorcht unserm Willen und führt dessen Befehle mit großer Schnelligkeit aus. Die Muskelfasern unseres Herzens gehören allerdings auch zu den quergestreiften und es ist dies der einzige Fall, in dem unser Wille einem so gearteten Muskel machtlos gegenübersteht. Glatte Muskelfasern besitzen wir in den Wundungen der Blutgefäße und in denen des Darmes, in der Regenbogenhaut des Auges u. s. w.

* Vervgl. „Blätter für Belehrung und Unterhaltung“ (Beiblatt der „Saale-Zeitung“) Nr. 47 und Nr. 50 v. J. 1883. Die Redaktion.



Es hat gewiß auch für den Laien ein großes Interesse, sich einen anschaulichen Begriff von der Beschaffenheit beider Arten von Muskelgewebe zu verschaffen. Die mikroskopische Untersuchung der glatten Fasern ist insofern nicht ganz leicht. Am bequemsten fertigt man sich ein Präparat aus der Darmmündung des ersten besten Frosches an. Zu diesem Zwecke zerupft man auf dem Objektträger (der mit einem Tropfen schwacher Kochsalzlösung befeuchtet ist) ein kleines Stüchchen Froschdarm mit Hilfe zweier reiner Präparatnadeln, und bringt — nach Auslegung eines Deckgläschens — das ganze Präparat unter Mikroskop. Ist das Darmstück hinlänglich fein und vorsichtig in seine Elemente zerlegt worden, so wird man bei einiger Aufmerksamkeit bald da und dort im Schilde einzelne isolierte Fasern erblicken. Dieselben haben, wie oben bereits erwähnt, eine spindelförmige Gestalt und sind mit einem sädchenartigen Kerngebilde versehen. Erst seit dem Ausgang der vierziger Jahre sind diese „contractilen Faserzellen“ ihrer wahren Beschaffenheit nach bekannt.

Ein weit lobnenswerter Objekt für die mikroskopische Betrachtung bietet die quergestreifte Muskulatur (das eigentliche „Fleisch“ des Vorderextremitäten) der. Wollen wir die Fasern, resp. Primitivbündel eines quergestreiften Muskels in möglichst schön und unveränderten Zustande zur Ansicht erhalten, so empfiehlt es sich, abnormale ein physiologisches Versuchstier (i. e. Frosch) zu opfern und diesem sofort das Material zu einem Präparate zu entnehmen. Am besten dient dazu ein Stückchen des bekannten Brusthautmuskels, den man mit einem Tropfen indifferenten Flüssigkeit (Kochsalzlösung) befeuchtet und in der bereits geschilderten Weise zerupft.

In Parenthese mag hier eingeschaltet werden, daß man sich zu hüten hat, tierische Abfälle, welche einer wissenschaftlichen Untersuchung unterworfen werden sollen, mit gewöhnlichen (aber auch beschlitzten) Wasser in Verbindung zu bringen. Dadurch tritt sofort eine Veränderung der verschiedenen Gewebe ein und die Präparate zeigen nicht mehr die volle Naturtreue. Stets ist eine 1prozentige Kochsalzlösung oder eine andere indifferente Flüssigkeit (Speichel, Blutserum etc.) in Anwendung zu bringen.

Da die Brusthautmuskelfasern werden wir uns rasch über den Bau des quergestreiften Muskels orientieren können. Schon bei einer mäßigen Vergrößerung werden die einzelnen Muskelfasern zur deutlichen Anschauung kommen. Um sie aber vollständig von einander zu isolieren, schlägt man folgendes Verfahren ein: Man nimmt ein Weinglas und bedeckt dessen Boden mit einer Schicht von Kristallen des chloraurigen Kalis, befeuchtet dieselben schwach mit Wasser und setzt schließlich das vierfache Volumen concentrirter Salpetersäure hinzu. Nachdem man das Gemisch tüchtig umgerührt hat, bringt man das Froschmuskelfleisch auf den Boden des Weinglases und vergibt es förmlich unter den Kaliumkrystallen. Nach etwa 25—30 Minuten nimmt man es wieder heraus und bringt es in ein zur Hälfte mit Wasser gefülltes Probirglaschen. In diesem wird es nun eine kurze Zeit hindurch stark geschüttelt, was die Wirkung hat, daß der Muskel in seinen einzelnen Fasern auseinanderfällt.

Um sich schöne Dauerpräparate hier von anzufertigen, legt man eine Partie solcher Fasern zuerst in starken Alkohol und nach einer Stunde in Terebintöl. Hier bleiben sie nur 10—15 Minuten und können dann sofort in Canadabalsam eingeschlossen werden. Der Einschluss geschieht folgendermaßen (und es gilt dies für alle derartigen Präparate!): Man bringt ein kleines Tröpfchen Canadabalsam, der mit Chloroform hinreichend vermischt ist, auf den Objektträger und legt die Fasern unmittelbar in den Balsam hinein. Nun ordnet man sie mit Hilfe einer feinen Nadel so an, daß sie nicht kreuz und quer übereinander liegen, giebt noch ein Tröpfchen Balsam hinzu und legt schließlich das Deckglas auf. Damit ist die Probezeit zu Ende und das Präparat kann zum Trocknen aufbewahrt werden. Nach 4—6 Wochen ist der Balsam so hart geworden, daß es unmöglich ist, das Deckglas wieder zu entfernen. Das Objekt kann nunmehr der Präparatensammlung überreicht werden.

Einer einzelne Muskelfaser (resp. jedes sogenannte Primitivbündel) besteht wieder aus noch viel feineren (Fibrillen) welche deutliche Querlinien zeigen. Mit Konstatierung der letzteren sind wir aber an der Grenze des mikroskopischen Sehens angelangt, und die Behauptung, daß die Primitivfibrille aus über einander geschichteten Scheibchen bestehe, kann nur eine

theoretische Gültigkeit beanspruchen. Mikroskopisch demonstrieren können wir diese Art der Zusammenlegung nicht.

Mit leichter Mühe können wir dagegen nachweisen, daß jeder einzelne Muskelfaser mit einer Hülle versehen ist. Das ist die sogenannte Primitivscheide oder das Sarcolemma. Entnehmen wir dem Oberflächteil eines Frosches (der Kente!) ein Bündel Muskelfasern, und zerupfen dasselbe bei Wasserzusatz, so wird infolge der eintretenden Quellung das Sarcolemma sich allmählich abheben und sichtbar werden. Anfanglich sind es nur kleine Höder und Ausbuchtungen, nach und nach aber werden es blasse Aufreibungen und zuletzt sieht man den kontraktilen Inhalt in der aufgeschwollenen Primitivscheide, wie den Kern in einer Schale, liegen.

Recht interessant ist es auch: das Verhältnis des Muskelfadens zu der Sehne zu untersuchen. Am gewöhnlichen Leben begnügen wir uns damit zu sagen, daß sich die Sehne an den Muskeln „ansetzt“, aber welcher Art dieser Ansetz ist — das lassen wir dahingestellt sein. Auch innerhalb der Wissenschaft war man bis vor einigen Jahrzehnten noch nicht weiter. Die Anatomen und Histologen (zu deutsch: „Erforcher der Gewebe“) umschrieben nur die vorgefundene Thatsache und sagten: die Fleischmasse sowohl wie das Sarcolemma des Muskels gingen kontinuierlich in das Sehnengebilde über.

Diese Auffassung ist nun veraltet und hinfällig geworden, seitdem Weismann eine Methode angegeben hat, welche das seit langer Zeit streitige Lehrverhältnis Hart stellt.

Der Kote, dem es vielleicht recht gleichgültig ist, wie sich die Ansicht vom Ansetz der Sehne an den Muskel neuerdings gestaltet hat, kann aus dem gleich vorzuführenden Beispiele doch wenigstens eine Belehrung darüber entnehmen, wie oft die Anwendung eines ganz unscheinbaren Hilfsmittels helles Licht auf dunkle und problematische Punkte der Wissenschaft zu werfen geeignet ist.

Weismann behandelt den Muskel einfach mit 350facher Kalilauge, und siehe da: nach 20—30 Minuten war der scheinbare Uebergang der Muskelfasern in die Sehne verschwunden, und letztere setz sich ganz scharf von dem Sarcolemma der ersteren ab. Es unterliegt sonach keinem Zweifel mehr, daß der Uebergang des Muskels in Sehnenfasern (im Sinne der älteren Anatomie) gar nicht existirt, sondern das Muskel- und Sehnenfaserbündel nur durch Gewebefest mit einander (äußerlich) verbunden sind.

Ich kann meine Erklärung über den quergestreiften Muskel nicht schließen, ohne noch mit einigen Worten das gelegentliche Vorkommen von Trichinen in denselben zu erwähnen.

Die Trichina spiralis, deren Lebensgeschichte in so ausgezeichneter Weise von Rudolf Leuckart (Leipzig), dem hervorragenden Wurmforscher der Gegenwart, festgelegt worden ist, gehört zu der Gruppe der Nematoden oder Fadenwürmer. Sie wird bekanntlich mit dem Fleische des Schweines in den menschlichen Körper importirt, und erreicht innerhalb des letzteren (und zwar im Darmkanal) nach wenigen Tagen die Geschlechtsreife. Die weiblichen Thiere (bis 2 mm messend) gebären nach 8—10 Tagen eine große Menge von Jungen, die nach Durchbohrung der Darmwand in die Muskulatur überleben. Den Weg in letztere finden sie instinktiv, und wenn sie ihr Ziel erreicht haben, rollen sie sich spiralförmig ein und verpuppen sich. Alle quergestreiften Muskeln — mit Ausnahme des Herzens — können zum Sitze dieser höchst gefährlichen Parasiten werden; jedoch scheinen die Kiemen und Halsmuskeln, sowie das Zwerchfell, von den Trichinen als Lieblingssaugenhalt außerordentlich zu sein. Nach Ablauf eines Jahres (ungefähr) beginnt die Verkalkung der von den Trichinen bewohnten Kapselfn, und in solchen können die Thiere lang Zeit ihr zähes Leben fristen.

Die mikroskopische Untersuchung trichinöser Muskeln ist nicht schwierig. Dünne Schnitte, die aber nach dem Faserverlaufe genommen werden müssen, werden einfach in mit etwas Essigsäure versetztem Wasser zerupft und mit einer circa 100fachen Vergrößerung angesehen. Wenn Trichinen vorhanden sind, können sie auf diese Weise sofort entdeckt werden.

Will man Dauerpräparate von Muskeltrichinen herstellen,

* Ein englisches Fachjournal, „The Veterinarian“, bezeichnete ihn kürzlich als „the prince of helminthologists.“

so muß ein entsprechend dünnes Scheibchen Muskelfleisch in Achtung aufgestellt, hierauf in Wasser gut ausgewaschen und dann in Glycerin eingeschlossen werden. Der Einschluss in Glycerin (anstatt in Canadabalsam) wird auf die Weise bewirkt, daß man auf dem Objektträger zuerst eine kleine Waagschale (von 1 mm Höhe) herstellt, diese mit einem Tropfen Glycerin füllt und nun das Objekt einlegt. Das Deckglaschen muß ebenfalls mit gleichmäßigem Waschlösung und später mit einer Lacklösung (Alkohol) überzogen werden.

In der nächsten Sitzung sollen die Herren zum Gegenstande einer mikroskopischen Untersuchung gemacht werden.

**Aus dem Waldleben.
Schneepfen.**

Noch sang man im kleinen Dorfchen den letzten Vers des Schlußlebes, als Fritz dem alten Salzmann einen bedeutamen Wind gab und mit diesem die Kirche verließ.

„Was ist denn los?“ fragte der Küster, „was giebt es denn so wichtiges zu winten?“

„Ich habe dem Herrn Oberförster eine große Neuigkeit mitzutheilen,“ erwiderte Fritz mit Eifer, „ich habe eine Waagschale gesehen, verheiß Sie!“

„An der Kirche? eine Waagschale? Wissen Sie, in der Kirche habe ich keine Waagschale bemerkt. Das sind doch wohl Vögel, die wir Wippstörche nennen?“ die von den vornehmsten Leuten „Waagschale“ genannt werden?“

„O Himmel! Salzmann, wie unwissend Sie sind! Denn, verheiß Sie, wenn die Waagschalen da sind, sind die Schneepfen auch da!“

„Das ist mir ganz egal, wissen Sie, Wippstörche, Waagschale oder Schneepfe. Wenn es noch eine fette Gans wäre, die man essen könnte! ja dann! — wissen Sie, Säbneraten esse ich für mein Leben gern!“

Jetzt trat auch der Oberförster mit seinem Töchterchen aus der Kirchthür und Fritz rapportirte ihm das große Ereigniß von der Ankunft der Waagschalen mit verklärtem Gesichte.

Ein laues Frühlingsgöhen bestätigte die wichtige Nachricht. „Heute Abend gehen wir auf den Schneepfennand!“ — So bestimmte der Oberförster, zu Fritz gewandt, „Du und Dein Vater stellt Euch an dem Damm an, während ich mit Stanz und Julius zunächst der Linde bleiben werde.“

„Und ich?“ fragte Fieschen schelmisch lächelnd. „Du bleibst natürlich bei mir, wenn ich Dich überhaupt mitnehme, was noch sehr fraglich ist. Denn wer weiß, ob es Mama erlauben wird.“

„O, ich bitte recht sehr und so lange, bis sie es erlaubt,“ meinte Fieschen. „Und Du Papa, Du hilfst mir ein bisschen mitbringen!“ setzte sie schmeichelnd hinzu, „nicht wahr, das thust Du?“

Der Vater nickte im Absahren seinem Kinde Gewährung zu, denn das Interesse, welches sie für alles hatte, was Wald und Jagd betraf, erregte sein Herz und ließ ihm den Mangel eines Sohnes weniger tief empfinden. Gern hörte er auf seinen Walsfahrten ihr munteres, verständigvolles Plaudern, und so kam es, daß die Tochter auch heute seine Begleiterin werden sollte.

„Sieh Dir aber die derben Lederhübe an, Kind, denn auf der kleinen Blöße, wo ich mich anstellen will, ist es etwas feucht,“ sprach er.

„Als doch,“ Herzenswärterchen? „Also hast Du es doch erlaubt? Und sie fiel dem Vater um den Hals, so innig, als sei ihr irgend welches Puschel geschenkt worden. Diese Aussicht war ein herrliches Sonntagsgewinnigen für das beschiedene Kind des Waldes.“

Am Abend des verfluchten Vortages regnete es sanft, nur nebelhaft, aber so recht wie es den Schneepfen gefällt auf ihren Liebesabenteuern lachenden Flügen, zu denen sie stets nur die Abend- und Morgenbämmerung sich anwähnten.

Fieschen führte den Hund an der Leine und folgte dem Vater auf die kleine Blöße im Randwalde, wo er die darüber hingehenden Schneepfen zu sehen und zu treffen hoffen durfte. Weiter hin nahmen die anderen Schützen ihre Stände ein.

Ein balsamischer Duft erfüllte den Wald. War es doch, als ob der feine Regen die Fesseln der Knospen erweichte, um das Hervorbrechen der Blätter zu beschleunigen! Da, dicht nebenan sprossen sie schon hervor, die reizenden Blüthen-

schätschen der Weide, die von den Kindern alljährlich mit Entzücken begrüßt werden. Laut ließ die Amiel ihren Rodruf durch den Wald erschallen und fröhlich hüpfen Droffeln in den Zweigen. Es war ein von Frühlingslust durchsprangter Abend.

Unter Bäumen standen schweigend ein jeder auf seinem Posten. Nur Nimrod bewegte ungeduldig an seiner Leine und hielt nur dann Wade, wenn Fieschens Hand ihn beschwichtigend den braunen Kopf streichelte.

Das Nebellicht begann schon in tiefer Dämmerung überzugehen, als jener leise und nur dem Jäger verständliche Vieberaum und der Gurgelton des erwarteten Vogels sich bemerkbar ließ. Bald zog über die Blöße hin die Schneepfe wie ein gespenstlicher Schatten. Der Oberförster lag bereits im Aufschlage, sein Schuß erlöschte und der Vogel sank getroffen in das nahe Gebüsch nieder.

„So viel hatte Fieschen genau gesehen. Als sie aber glaubte, die Schneepfe so ohne weiteres holen zu können, irrte sie stark. Das braungelbte Gefieder glück so sehr dem bürnen Raube, daß es schon bei hellem Tage schwer zu unterscheiden gewesen sein würde, wie viel mehr in der Dunkelheit, welche schon den Wald erfüllte. Das Mädchen brangte sich jedoch durch die Blöße und der Vater lächelte über diese fruchtlosen Bemühungen, löste aber den Hund, dem er ein „Such verloren!“ zurief. Der seine Geruchssinn Nimrods führte ihn bald auf die rechte Spur. Ganz dicht, da wo Fieschen schon vergebens gesucht hatte, lag der langgeschwabelte Vogel, den Nimrod sehr behutjam aufnahm und mit stolzem Selbstgefühl schwangwedelnd seinem Herrn überbrachte.

„Kommt nun, Fieschen,“ sprach der Vater, „für heute ist es genug. Morgen früh, vor Tage, bin ich wieder hier. Gehst Du wieder mit oder ist es Dir zu früh?“

„D bewahre; ich setze auf und gehe mit!“ rief Fieschen entschlossen.

Der Oberförster pfiff und die anderen Schützen, die nicht zu Schuß gekommen waren, verließen ebenfalls ihre Stände, um sie am andern Tage in der Morgenbämmerung wieder aufzuholen.

In der Oberförsterei lag eine dienstliche Verfügung für den Förster, und dieser gebot seinem Sohne, das Schreiben abzuholen. Inaus, der nach jeder Gelegenheit suchte, mit dem Freunde zusammen zu sein, machte ihm das Anerbieten, die Nacht über bei ihm zu bleiben. Ein Vorworts, auf den Fritz mit Freuden einging.

Der Morgen begann erst zu grauen, als sich alles im Forsthaue zum Schneepfennand rüstete. Selbst Herr Stanz hatte sich erhoben, obgleich er meinte, daß eine Schneepfe nicht solcher Unterbrechung der Nachtruhe werth ist.

Ganz anders dachte Fräulein Selma. Schon beim Abendgespräch über den Schneepfennand hatte sie den festen Entschluß ausgesprochen, auch mitzugehen.

„Wie? Auch mitgehen?“ fragte der Oberförster. „Haben Sie denn so festes Schußwerk? Denn faucht genug ist es dort. Ich habe auf dem weichen Moose sehr nahe Füße bekommen. Du gewiß auch, Kies?“

„Nein, Papa, ich nicht, meine Schuhe sind fest.“ „Nasse Füße hastest Du, Otto? Und das hast Du nie nicht einmal gesagt!“ rief die ängstlich besorgte Gattin. „Wißt gar wieder hinaus. Nein, das geht nicht! — das gebe ich nicht zu. Ich löche Dir Kamillentee und gebe Dir eine Gabe Aconit.“

Der Gatte lachte. „Unsin! —“ brummte er, „süßte aber doch einen gewissen Schmerz im Weine, den er nicht eingeschneen wollte.“

Jägermäßig ausgerüstet wanderten die Schützen nebst den Damen in die nur von einem schwachen Schimmer erhellte Nacht hinein.

„Otto!“ rief die Frau Oberförster dem Gatten nach, „ich bitte Dich, Otto, bleib zu Hause!“

„Ach was zu Hause!“ erwiderte dieser, „süßte jedoch nach dem Hübe, in welchem ein neuer Stütz zuete.“

Nur einen Augenblick stand er still, dann hinkte er vorwärts, überlegte, daß seine Frau so unredlich doch nicht habe.

Nach war der Weg nicht zur Hälfte zurückgelegt, als ihn der heftiger werdende Schmerz daran mahnte, der liebenden Bitte seiner Frau Gehör zu schenken und umzukehren.

Er blies einige Augenblicke stehen. Fritz, der das Gewehr trug, und Fieschen, welche den Hund führten, wollten ihn zurück-

